

LITTERATUR.

Heliand, herausgegeben von Heinrich Rückert. Leipzig. Brockhaus 1876. (Deutsche Dichtungen des Mittelalters. Mit Wort- und Sacherklärungen herausgegeben von Karl Bartsch. Vierter Band). XL. 308 S.

Siever's Heliandausgabe läßt länger als man erwarten durfte und als den Heliandfreunden lieb ist, auf sich warten. So mag denn die Besprechung von Rückert's Heliand allein ihren Weg gehen, dem letzten Werk des auch der Germania nahestehenden Forschers. Es ist ihm nicht vergönnt gewesen, seine Arbeit, auf die er so viel Liebe und Sorgfalt verwendet, vollendet zu sehen. Nur etwa bis zum sechsten Bogen ist der Druck noch von ihm selbst corrigiert; die Fertigstellung des weiteren, größeren Theiles verdanken wir dem Herausgeber der Sammlung, der auch das Glossar bearbeitet hat.

Der Zweck der Ausgabe läßt sich aus dem Titel der ganzen Sammlung entnehmen. Aber doch würden wir gerne, wenn Rückert noch unter den Lebenden weilte, ihm die Frage vorlegen, welches Publicum er eigentlich im Auge gehabt. Ein gelehrtes offenbar gewiß nicht. Dem Ungelehrten aber, d. h. demjenigen, der sich nicht speciell mit deutscher Sprache beschäftigt, dürfte es kaum möglich sein, sowie die Ausgabe vorliegt, ein auch nur elementares Verständniss des Gedichtes zu gewinnen, wenn er nicht weitere Hülfsmittel zu Rathe zieht. Dem Mangel wäre leicht abzuhelfen gewesen, wenn R. statt der allgemeinen Bemerkungen über die altsächsische Sprache (Einl. p. XXXIV ff.) seiner Ausgabe eine kurze Formenlehre des As. vorausgeschickt hätte und dem Mangel wäre jetzt noch abzuhelfen, wenn die Verlagsbuchhandlung ein paar Seiten wollte nachträglich drucken lassen, die ausser der Formenlehre aber dann noch einige Bemerkungen enthalten müßten über die altsächsischen Laute und die ihnen entsprechenden hochdeutschen. Ist auf diese Weise das Verständniss erleichtert, so wird sich Rückert's Ausgabe rasch Freunde erwerben. Vielleicht entschließt sich dann und wann ein classischer Philologe zur Lectüre, dem das Mittelalter nicht gänzlich als Barbarei erscheint; dann unsere Historiker. Vor Allem denke ich an unsere Geistlichen, die sich angezogen fühlen müssen von dieser ältesten deutsch-nationalen Darstellung des Christenthums. Daß dies schon jetzt geschieht, beweist unter Anderem eine Notiz, die ich im Süddeutschen evangelisch-protestantischen Wochenblatt 1877, p. 8 finde: dort steht eine Einladung zu der Conferenz der jüngeren Geistlichen des Badischen Unterlandes und die Tagesordnung verspricht einen Vortrag über den Heliand.

In der Einleitung, die für Rückert verhältnissmäßig knapp gefaßt ist, wird zunächst in vortrefflicher Weise die litterarische Stellung und die ästhetische Bedeutung des Gedichtes erörtert. Die Prologe sind auch für R. apokryph; die versus setzt er in die Ottonenzeit. Nachdem gezeigt, wie tief der Heliand auf deutschem Boden wurzelt, kommen die christlich-römischen Culturelemente zur Besprechung. Hier wäre es am Platz gewesen, das für die Metrik wie für die lautliche Entwicklung so bedeutsame Gesetz auszusprechen, daß in Fremdwörtern der Accent durchaus auf die erste Silbe gezogen wird. Dann erst

wird es verständlich wie z. B. aus *telonium tolna* werden konnte (v. 1195); dann wäre für den Commentar unter dem Text die mindestens 10 Mal erscheinende Bemerkung (v. 18, 54, 60, 76, 250, 340, 764, 920, 952, 1153) erspart worden, daß diese Betonung auch für die fremden Eigennamen durchaus gilt (mit einziger Ausnahme von Herodes, das auch auf der zweiten Silbe betont erscheint, Lachm. Abh. d. Berl. Ak. 1832, Th. I, 264). Auf eine Besprechung der metrischen Verhältnisse folgen stilistische Bemerkungen. Eine feine und fruchtbare Wahrnehmung ist es, wenn er (p. XXXII) ausspricht: „die äußere Sprachform, die sinnliche Gestalt des einzelnen Wortes zeigt eine ausgesprochene Neigung, in möglichster Variation sich darzustellen. Wo irgend Doppelformen derselben Casus- und Verbalendungen sich finden, werden diese abwechselnd miteinander gebraucht“. Das gilt denn auch für verschiedene gleich berechnete Constructionen, und wir erhalten das Gesetz des stilistischen Wechsels, das R. in den Anmerkungen dann vielfältig nachweist, bei Wechsel von starkem und schwachen Adjectiv, von Compositum und Substantiv u. a. m. Sievers (Jenaer Litteraturzeitung 1877, p. 31) scheint sich zu dieser ganzen Anschauungsweise ablehnend zu verhalten, und ich gebe zu, daß R. zu weit geht, wenn er auch den Wechsel des Geschlechtes in demselben Substantiv auf diese Weise erklären will. Aber Thatsachen wie ich sie, von R. unabhängig, in meinen „Modi im Heliand“ p. 9 und p. 21, sowie Germ. XXI, 145*) zusammengestellt, leiden keine andere Auslegung, und es wäre interessant, die ganze Frage einmal im Zusammenhang zu behandeln. Den Schluß bildet eine Übersicht über „die Hauptzüge der originalen Sprachgestalt des Heliand“, mit einzelnen für den Grammatiker bedenklichen Bemerkungen.

Der Text ist nach C gearbeitet, welches R. in einer Vergleichung Bartsch's vorlag und zwar in sehr conservativer Weise, was nicht anders zu erwarten war. Interessant und geistreich, aber auch sehr gewagt ist die Weise, wie R. bei der Feststellung der Vocale in den Endsilben verfahren. Er hat in jedem einzelnen Falle (cf. p. XXXVIII) untersucht, ob das Streben nach Variation oder das nach Assimilation mit den benachbarten Vocalen den Sieg davongetragen, ohne die Entscheidung „der meist confusen und rein willkürlichen Praxis der Handschriften zu überlassen“. Wie soll aber ein System gestützt werden, wenn nicht durch die Handschriften?

Die Anmerkungen sind im Großen und Ganzen vortrefflich und legen schönes Zeugniß ab von dem gemüthvollen und feinsinnigen Wesen des verstorbenen Forschers. Besonders hübsch ist, was über die Abweichungen von der Quelle und ihre Begründung, so wie über das nationale Costüm des fremden Stoffes gesagt wird. Große Sorgfalt ist auf die Bestimmung der Begriffe verwendet, sogar bisweilen etwas zu viel des Guten gethan. So hat es für das Verständniß absolut keinen Werth, wenn v. 139 zu *gimahlian* bemerkt wird: „reden, die Worte nach einanderstellen, wie sie gehören“ oder 267: „*eldi Masr. Pl. 1. Die Menschen als Gewächs, Erzeugniß der Erde*“.

Die Fassung der Noten entbehrt vielfach der Klarheit und Präcision, so v. 8: „*berhtliko Adv. od. Adj. berht-lik, wie alle solche Zusammensetzungen das erste Wort verstärkend*“ oder v. 50: „*wid Präp. mit Dat. und Acc. Grund-*

*) Nachzutragen ist hier v. 2719: *that he thena werold-kuning sprakono gesponi endi spahon* wordun, wo R. gerade seltsamer Weise keine Bemerkung macht.

bedeutung des engsten körperlichen Anschlusses“. Vgl. noch die Anmerkungen zu v. 76, 603, 2497, 4146. Unverständlich ist mir des Erklärers Meinung zu v. 95, 861, 1492, 2992, 4327. (Soll es etwa heißen: der größte aller Menschen, den ich kenne?) Am schwächsten sind die Anmerkungen über syntactische Dinge. In Betreff der Anwendung der Modi ist kaum ein einziges Gesetz richtig erkannt und ausgesprochen. Um den Coniunctiv nach Superlativ zu erklären, heißt es zu v. 835: „der Conj. steht, weil jeder solche relative Zusatz etwas subjectives von der Meinung und dem Glauben abhängendes enthält“, und zu v. 3022 wird gar die kühne Behauptung ausgesprochen „antfallan Conj. wie gewöhnlich im relativen Nebensatze“. Gerade auf diesem Gebiet fehlen auch mehrfach die zum Verständniss nothwendigen Fingerzeige so zu v. 26 und 27, zu v. 127 (Singular des Verbs vor pluralem Subject) zu 5601 und 2.

Eine Reihe von Stellen sind von R. unrichtig aufgefaßt oder unrichtig geschrieben. V. 15: Sin kann sich nicht auf word, sondern nur auf bök beziehen. — V. 50: heleandero betst ist nicht Apposition zu kristes, sondern zu giburd; denn von einer flexionslosen Apposition, wie R. will, kann keine Rede sein. — V. 57: Weshalb R. das u von Rûma für kurz ansieht, weiß ich nicht; etwa wegen des Wechsels von o und u, der in der Einleitung einmal zum Beweis für die Kürze einer Endsilbe verwendet wird? Lat. ô wird mannigfach im Deutschen durch û reflectiert, cf. clûstar-claustrum, tûfstein-tôfus (Wackern. Kl. Schr. III, 286), ebenso wie im Romanischen (Diez, Gr. I, 148). — V. 112: gruri ist ein bedenklicher N. Pl. des rt. m. gruri. — V. 227: wita is thena fater fragon kann nicht heißen: laßt uns seinen Vater fragen; dagegen spricht die Stellung des is; is ist Gen. der Relation wie in der ganz analogen Stelle Ofr. III, 20, 93: fraget inan es in war (vgl. noch Erdmann, Synt. d. Spr. Ofr. II, 184). Etwas anders, mit mehr objectiver Bedeutung steht der Gen. in v. 816: fragoda sie friwitliko wisaro wordo, wo R. irrig den Gen. instrumental auffaßt, denn fragon kann nicht absolut stehen = Fragen vorlegen. (Ganz ähnlich wie 816 ist 2814: was im friwit mikil wisaro wordo.) — V. 239: „giwitti nicht subjectiv Verstand, Besinnung, die hat er nicht verloren“; ganz richtig — vom heutigen Standpunkt. Aber bekanntlich wird auf unentwickelter Bildungsstufe Stumm- und Taubheit nicht als physisches Leiden bloß, sondern auch als geistige Störung aufgefaßt. — V. 248: die Lesart der Handschrift al liutstamna war beizubehalten, cf. 2222: al seokaro manno und Ofr. I, 2, 33: Al gizungilo; diese Lesart ist jedenfalls auch gegenüber von M die echte. — V. 785: Warum nicht die väterlichen Verwandten genannt sind, erklärt ganz einfach das Bedürfniss der Alliteration. — V. 1370: daß das zweite them Dativ statt Nominativ sei, ist wohl nur ein lapsus calami. — V. 1535: „für die Übergehung des: si quis te percusserit in dexteram maxillam, praebe ei et alteram liegt nicht in der „anders gearteten deutschen Phantasie“; sondern der Dichter wußte, daß er so Etwas seinen Sachsen nicht bieten durfte, was dergestalt allen ihren Begriffen von Ehre und Männerwürde zuwiderlief. — V. 1625: is geld niman: is kann nicht Masc. sein = Bestrafung von Gott, vgl. die vollständig gleich gebauten Stellen v. 1790 und 3779, wo is, bezw. thes nur als Neutrum gefaßt werden kann. — V. 1811: weg scheint nach R. Bauwerk, Gebäude zu bedeuten; also der Mann, der auf dem Felsen oben seine Bauwerke, Gebäude errichtet? R. hat offenbar Scherers Vermuthung

übersehen, der weg gleich got. vaddjus setzt und wegos als die Mauern = domum suam des Originals auffaßt (Ztschr. f. österr. Gymn. 1866, 631).

3036 sūdārliudi nennt der Dichter nach R. die eigentlichen Juden im Gegensatz zu den Galiläern. Das scheint mir nicht nur „gelehrt genug“, sondern zu gelehrt. sūd ist einfach im Gegensatz zu des Dichters nordischer Heimath gebraucht. — 4356: fora thiu gi wardon skulun versteht R.: vor diesem (Tag) sollt ihr euch hüten. Daß fora thiu = deshalb ist, wird theils durch die parallele Stelle v. 4376, theils durch Vergleichung des Originals erwiesen (Mc. 13, 35: vigilate ergo, ne cum venerit repente inueniat vos dormientes), abgesehen davon, daß der masculine Instrumental thiu doch sehr fraglich (darf man ihn suchen in MSDLX 2, 10: Petrus, in antreitun dero apostolono eristo enti furisto, in diu gabauhnita christanheiti = apostolorum primo et praecipuo, in quo figurabatur ecclesia?). — V. 5961. Nach te Emaus ist ein Komma zu setzen, dann wird die Anmerkung überflüssig.

Wenn Rückert's Ausgabe eine zweite Auflage zu Theil wird, werden demnach allerlei Verbesserungen anzubringen sein. Dann wird auch im Glossar nachgetragen werden müssen biwardon 2561, oðarhugdi 4256, samwurd 5548, warlik 1804. Wir hoffen und wünschen, daß eine solche zweite, verbesserte Ausgabe in nicht zu langer Zeit möge nothwendig werden.

CARLSRUHE, den 15. April 1877.

OTTO BEHAGHEL.

Hugo Gering, Die Causalsätze und ihre Partikeln bei den althochdeutschen Uebersetzern des achten und neunten Jahrhunderts. Eine syntactische Untersuchung. Halle 1876. 52 S. (Habilitationsschrift).

Gering gibt in seiner Schrift eine erschöpfende Darstellung der Art und Weise, wie bei den althochdeutschen Übersetzern, besonders bei Tatian, begründender und begründeter Satz verknüpft werden, und er erörtert im Einzelnen die Entstehungsgeschichte der verschiedenen Verbindungsformen. Sein Verfahren ist so ziemlich dasselbe wie das Erdmanns in seiner Syntax der Sprache Otfrieds. Sehr hübsch und treffend ist der Abschnitt über die mit inu und jâ eingeführten Sätze (p. 35 ff.); ferner ist es recht dankenswerth, daß Gering auf die Wortstellung stets sorgfältig Rücksicht genommen. Auch mit dem Anderen, was Gering von seinem Standpunkt aus bietet, kann man im Wesentlichen einverstanden sein. Aber gegen diesen Standpunkt selbst erhebt sich ein principieller Bedenken. G. hat meines Erachtens die Sache nicht beim richtigen Ende angefaßt oder vielmehr nicht zum richtigen Ende und nicht weit genug fortgeführt. Wenn man die Übersetzungslitteratur zum Gegenstand syntactischer Untersuchung macht, so ist es von ganz untergeordnetem Interesse, zu wissen, was überhaupt in derselben gebräuchlich ist, sondern der Schwerpunkt der Frage liegt darin: wie weit zeigt sich originale deutsche Fügung? Daraus ergibt sich mit Nothwendigkeit, daß eine solche Untersuchung vergleichend geführt werden muß und jede einzelne Erscheinung scharf auf ihr germanisches Bürgerrecht zu prüfen ist. Statt nun darauf hin die ganze Abhandlung anzulegen, wird nur ganz gelegentlich auf diese Frage Rücksicht genommen. Ganz richtig hat G. erkannt, daß wārlihho und giwisso als Causalpartikeln nicht ursprünglich deutsch sind (p. 45); aber trotzdem gibt er eine